

STEPHAN ELSPASS  
VOM MITTELNEUHOCHDEUTSCHEN (BIS CA. 1950) ZUM  
GEGENWARTSDEUTSCH<sup>1</sup>

*Werner König zum 11. Mai 2008*

1. „In the year 2525“

In der Einleitung zum Buch „Alternative Histories of English“ laden die Herausgeber RICHARD WATTS und PETER TRUDGILL ihre Leser dazu ein, sich als Sprachhistoriker vorzustellen, die im Jahr 2525 auf das Englische im Jahr 2000 zurückblicken. Das kleine Szenario dient ihnen als Aufhänger für ihre Kritik an etablierten Sprachgeschichtsbüchern zum Englischen:

Many of these books are sociolinguistically inadequate, anglocentric and focus on standard English. This leads to a tunnel vision version of the history of the standard dialect after the Middle English period. (WATTS/TRUDGILL 2002, Klappentext, S. i)

Das Szenario und die Kritik regen dazu an, ein altes Thema der germanistischen Sprachgeschichtsforschung wieder aufzugreifen, nämlich die Periodisierungsfrage, und zwar mit besonderem Blick auf die Zeit nach dem Ende des Frühneuhochdeutschen. Die Kritikpunkte von WATTS/TRUDGILL könnte man – nach entsprechender ‚Übersetzung‘ (Unzulänglichkeit in soziolinguistischer Sicht, Zentriertheit auf das Binnenhochdeutsche, Fokussierung auf die Entwicklung der Schriftsprache und der Standardvarietät) – auch für Sprachgeschichten des Deutschen übernehmen. Bereits bieten einige neuere Sprachgeschichten und Forschungsbeiträge jedoch insofern neue Perspektiven, als in ihnen etwa die Zeit seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart nicht mehr als geschlossene sprachhistorische Einheit dargestellt wird. Gleichwohl wird in den meisten Lehrwerken unerschütterlich an der Bezeichnung und der Datierung „Neuhochdeutsch (1650 bis heute)“ festgehalten.

Der vorliegende Beitrag ist ein Versuch, mit zum Teil bekannten, zum Teil bisher nicht genannten Argumenten – insbesondere aus der Sicht der Varietätengeschichte, und noch genauer: aus der Varietätengebrauchsgeschichte – Bewegung in die Diskussion um die Periodisierung des Deutschen zu bringen. Wie WATTS und TRUDGILL bin ich an einer „alternativen“ Sichtweise auf Sprachgeschichte interessiert – zumindest einer solchen, die nicht auf den durch die teleologische Fokussierung auf die Herausbildung der Standardsprache selbst ver-

---

<sup>1</sup> Der Text geht im Wesentlichen auf meine Antrittsvorlesung an der Universität Augsburg im November 2006 zurück.

schuldeten Tunnelblick verengt bleibt (vgl. MATTHEIER 1995, 3–5, ELSPAß 2005, 3–11). Eine alternative Beschau der Sprachgeschichte kann sich nicht mit so genannten ‚innersprachlichen‘ Faktoren, der Entwicklung der Schriftsprache und der Sprache herausgehobener Persönlichkeiten der Geschichte begnügen, sondern hat die Sprache der gesamten Sprachbevölkerung des Deutschen – auch deren gesprochene Sprache – sowie soziopragmatische Aspekte der Sprachentwicklung zu berücksichtigen.

Konkret schlage ich vor, die bisherige Einteilung in 300-Jahre-Schritte fortzuführen, für den Zeitraum zwischen ca. 1650 und ca. 1950 eine eigene Periode „Mittelneuhochdeutsch“ anzusetzen und das „Gegenwartsdeutsche“ erst in der Mitte des 20. Jahrhunderts beginnen zu lassen. Welche Konsequenzen aus diesem Vorschlag zu ziehen sind, soll zum Schluss des Beitrags aufgezeigt werden. Es geht dabei um Fragen wie „Wann beginnt die deutsche Gegenwartssprache?“ (GROSSE 1993) oder „Sprechen wir noch die Sprache Goethes und Schillers?“ (frei nach HERINGER 1983).

## 2. Der neue Vorschlag

Die gängige Einteilung der Sprachgeschichte in die vier Epochen Alt-, Mittel-, Frühneu- und Neuhochdeutsch findet sich bekanntlich erstmals als Vorschlag von WILHELM SCHERER in der 2. Auflage seiner Sprachgeschichte von 1878 (hier nach SCHERER [1890] 2001, 109). SCHERER lässt das Neuhochdeutsche erst um 1650 beginnen, also 150 Jahre später als JACOB GRIMM, der den Beginn des Neuhochdeutschen noch um 1500 (bzw. 1450) ansetzt (vgl. ROELCKE 1995, 90). Dieser letzte Periodisierungsvorschlag ist nun fast 130 Jahre alt.<sup>2</sup> Man kann sich diese Einteilung deshalb gut merken, weil sie jeweils 300 Jahre in eine Sprachperiode fasst. Nun fragt sich allerdings, warum in der Sprachwissenschaft weitgehend noch an den vier Perioden festgehalten und damit so getan wird, als habe sich in der Geschichte der deutschen Sprache seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nichts Wesentliches verändert. Die konsequente Fortführung der 300-Jahre-Schritte würde das Ansetzen einer weiteren Sprachperiode bedeuten, die in der Mitte des 20. Jahrhunderts beginnt. Mein Vorschlag lautet, (erst) ab ca. 1950 vom „Gegenwartsdeutschen“ zu sprechen, den Zeitraum von ca. 1650 bis ca. 1950 als Sprachperiode zu fassen und diese als „Mittelneuhochdeutsch“ zu bezeichnen.<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup> Sie hat sich allerdings erst in den letzten 50 Jahren durchgesetzt. So findet sich etwa noch in den „Annalen der deutschen Sprache“ von MOSER (1961) die alte Dreiteilung.

<sup>3</sup> Modelle, die das Althochdeutsche noch nicht zur deutschen Sprachgeschichte zählen oder die deutsche Sprachgeschichte überhaupt erst im Spätmittelalter beginnen lassen wollen (VON POLENZ 2000, nach DE GRAUWE), führen gute Gründe an, sind aber m. E. derzeit (noch) nicht konsensfähig.

Sprachperiodisierung nach SCHERER (1878):		Neuer Vorschlag:	
Althochdeutsch:	Anfänge bis 1050	Althochdeutsch:	Anfänge bis 1050
Mittelhochdeutsch:	von 1050 bis 1350	Mittelhochdeutsch:	von 1050 bis 1350
Frühneuhochdeutsch:	von 1350 bis 1650	Frühneuhochdeutsch:	von 1350 bis 1650
Neuhochdeutsch:	von 1650 bis heute	Mittelneuhochdeutsch:	von 1650 bis 1950
		Gegenwartsdeutsch:	von 1950 bis heute

Die Auffassung, dass das Deutsche seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bis heute keine geschlossene sprachhistorische Einheit bildet, ist nicht neu; sie spiegelt sich in verschiedenen Periodisierungsvorschlägen der Sprachgeschichten (im Überblick bei ROELCKE 1998, 804–811, 813) und findet sich in einigen Forschungsbeiträgen explizit formuliert (VON POLENZ 1989, BÄR 2000, ERNST 2007 u. a.). Unterschiedlich sind nur die (neuen) Periodengrenzen, die Argumente und die Bezeichnungen. In Bezug auf Letztere gibt es eher Vorschläge für die gegenwärtige Sprachperiode als für die vorhergehende: BÄR (2000) will die Zeit nach 1950 „E-Deutsch“ nennen, was mir weder eingängig noch wohlbegründet erscheint.<sup>4</sup> ERNST (2007, 68) plädiert für den Terminus „Normdeutsch“ und setzt den Beginn der entsprechenden Sprachstufe um 1875 an; auch dies halte ich nicht für sachgerecht (Näheres unten in Abschnitt 4.3).

Ich möchte hier vorschlagen, die vergangene Sprachepoche „Mittelneuhochdeutsch“ zu nennen<sup>5</sup> – dieser Terminus würde sich in das Wortbildungsschema der etablierten Bezeichnungen, insbesondere an „Frühneuhochdeutsch“ anschließen<sup>6</sup> – und es für die gegenwärtige Epoche beim „Gegenwartsdeutsch“ zu belassen; die Bezeichnung „Gegenwartsdeutsch“ findet ja bereits in Grammatiken, Wörterbüchern und der Forschungsliteratur zum Deutschen der Gegenwart (vgl. nur GLÜCK/SAUER 1997) breite Verwendung. Die Bezeichnung „Mittelneuhochdeutsch“ ist bisher, soweit ich sehe, in der Sprachwissenschaft noch nicht verwendet worden; sie taucht bislang einzig – als „hypothetischer“ Terminus – in einem bereits älteren literaturdidaktischen Werk auf (WEBER 1979, 23).<sup>7</sup>

<sup>4</sup> Das „E“ soll für den „*egalitären, engagierten und emanzipierten*“ Charakter stehen, der nach BÄRS Meinung die Gesellschaft seit den 1950er Jahren bestimmt, und an das „E“ ließen sich Ausdrücke wie *elektronische Medien*, Einfluss des *Englischen* oder *Europa* anschließen, die das Deutsch der Gegenwart prägen.

<sup>5</sup> Als Abkürzungen bieten sich „Mnhd.“ bzw. „mnhd.“ an.

<sup>6</sup> In Anlehnung an Bezeichnungen wie „Hochmittelhochdeutsch“ (PENZL, s. ROELCKE 1995, 209) oder „hochmittelalterliches Deutsch“ (SONDEREGGER 1979, 181) bzw. „Deutsch des Hochmittelalters“ (SCHMIDT 2007) – die freilich nicht dasselbe meinen – wäre auch „Hochneuhochdeutsch“ denkbar. Da das „Hoch-“ jedoch eine sprachsoziologisch wertende Bedeutung hat, ziehe ich das neutralere „Mittel-“ vor.

<sup>7</sup> Für den Hinweis danke ich WERNER KÖNIG (Augsburg).

### 3. Kriterien für Sprachperiodisierungen

PETER ERNST (2007, 61) ist der Auffassung, dass man bei Periodisierungen „nicht zuerst die Grenze festlegen und dann nach ihrer Begründung fragen“ dürfe: „Zuerst müssen die sprachlichen Fakten sondiert und beurteilt werden, und erst dann kann über eine Epocheneinteilung diskutiert werden.“ Wie schwierig es freilich ist, dabei einheitliche – sprachexterne oder sprachinterne – Kriterien zu finden, zeigt schon sein eigener Beitrag.<sup>8</sup>

Die Notwendigkeit von Periodisierungen der Sprachgeschichte als Orientierungshilfe ist unbestritten (vgl. etwa SCHILDT 1990, 415, HUPKA 2001, 875). Ebenso ist wohl anerkannt, dass verschiedene Kriterien für eine Periodisierung in Rechnung zu stellen sind. Ein Problem ist jedoch die Gewichtung solcher Kriterien, die viele Beiträge zur Sprachperiodisierung offen lassen. Deshalb ließen sich grundsätzlich gegen jede Zäsur, die bisher in Periodisierungen der Sprachgeschichte gesetzt wurde, Einwände aus der einen oder anderen Richtung vorbringen. Falls jedoch die bisher in Forschung und Lehre akzeptierte Periodisierung für die älteren Sprachstufen nach dem SCHERER-Modell nicht noch einmal einer völligen Revision unterzogen werden soll, sprechen insbesondere praktische Gründe dafür, weiter mit 300-Jahreschritten zu arbeiten. So hat sich für die Beschreibung der älteren Sprachstufen ein solcher Zeitraum als ‚handhabbar‘ im Sinne einer historisch-grammatischen und lexikographischen Beschreibungsmöglichkeit erwiesen. Offenbar hielten auch die Herausgeber des „Handbuchs Sprachgeschichte“ dies für einen praktikablen (oder den einzig praktikablen?) Weg, als sie die Beiträger des Kapitels XIII. im zweiten Band der Neuauflage (HSK 2.2) darauf verpflichteten, das Neuhochdeutsche „vom 17. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts“ darzustellen. Insofern erscheint es gar nicht so abwegig, für die weitere Unterteilung des Neuhochdeutschen zunächst ein solch formales Kriterium gelten zu lassen und die nächste Periodengrenze in der Mitte des 20. Jahrhunderts anzusetzen, zumal schon intuitiv auch inhaltliche Gründe für diese Grenze sprechen.

In Bezug auf inhaltliche Kriterien wird – vereinfacht dargestellt – üblicherweise nach außer- und innersprachlichen Faktoren getrennt, wobei letztere in solche zu unterscheiden sind, die die Sprachstruktur (‚innersprachlich‘ im engeren Sinne), und solche, die den Sprach-

---

<sup>8</sup> Für seinen neuen Vorschlag, den Beginn des Frühneuhochdeutschen auf 1200 festzulegen, beruft sich ERNST (2007, 68) auf einen (diskutablen) phonetisch-phonologischen Befund, für seinen Vorschlag, um 1875 das „Normdeutsche“ beginnen zu lassen, legt er jedoch einen ganz anderen Maßstab an, nämlich die Entstehung eines allgemeinen Normbewusstseins in Bezug auf die deutsche Sprache.

gebrauch (soziopragmatische Faktoren) betreffen.<sup>9</sup> Das sei am Beispiel der Grenze „ca. 1650“ kurz dargestellt:

Zu den außersprachlichen Faktoren werden in der Forschungsliteratur zu Periodisierungsfragen etwa politische, militärische, ökonomische oder sozialgeschichtliche Ereignisse und Entwicklungen gezählt. In Bezug auf das Ende des Frühneuhochdeutschen wären das Ende des Dreißigjährigen Kriegs im Jahr 1648 und die damit verbundene vorübergehende Beilegung der frühneuzeitlichen konfessionellen Konflikte in Rechnung zu stellen; dieses Ereignis und die damit im Zusammenhang stehenden sprachlichen Entwicklungen gaben wohl den Ausschlag dafür, dass die meisten modernen Sprachgeschichten sich dem Vorschlag SCHERERS angeschlossen haben.<sup>10</sup>

Zu den innersprachlichen Faktoren gehören zum Beispiel Veränderungen und Konvergenzprozesse auf einer bestimmten linguistischen Beschreibungsebene, wie der Phonetik. Für den Übergang zum Frühneuhochdeutschen zählt etwa ‚innersprachlich‘ die Durchsetzung der (frühneuhochdeutschen) Diphthongierung in den meisten regionalen Schreibsprachen. Man müsste diesbezüglich genauer von sprachstrukturellen Faktoren sprechen, die eng an eine bestimmte Sichtweise – genauer: die Konstruktion von Sprache als System – gebunden sind. Sprachstrukturelle Entwicklungen allein stellen kein hinreichendes Kriterium für Periodengrenzen dar, weil hier nicht mit abruptem Sprachwandel zu rechnen ist. Im Gegenteil, für die Grammatik etwa zeigt sich gerade in konzeptionell mündlicher Hinsicht immer deutlicher eine ausgesprochene historische Kontinuität. Will man nicht einzelne Systemveränderungen mehr oder weniger willkürlich in den Vordergrund stellen, müsste man zudem „die zeitliche Koinzidenz mehrerer Veränderungen innerhalb des Sprachsystems“ (HUPKA 2001, 879) nachweisen; dass es solche Zeitpunkte gibt, ist aber insbesondere dann, wenn man diatopisch unterschiedliche Entwicklungsverläufe in Rechnung stellt,<sup>11</sup> höchst unwahrscheinlich.

Im Zuge der pragmatischen Wende, die mit Verspätung auch die Sprachgeschichtsforschung erreichte, und insbesondere seit dem Erscheinen der Sprachgeschichte von VON POLENZ ([1991] 2000) sind soziolinguistische und pragmalinguistische Kriterien in die Diskussion gebracht worden. Hier handelt es sich also wieder um (inner)sprachliche Kriterien,

<sup>9</sup> Vgl. HUPKAS (2001, 877f.) Unterteilung in sprachexterne Kriterien, sprachinterne Kriterien und Kriterien der „Existenz- und Anwendungsformen von Sprache“ oder auch den Kriterienkatalog LANGNERS in SCHMIDT (2007, 17).

<sup>10</sup> So EGGERS (1986), WELLS (1990), WOLFF (1994), SCHMIDT (2007) und andere.

<sup>11</sup> WIESINGER (1990) hat demonstriert, dass aus regionaler Perspektive selbst bei der Fokussierung auf einen Beschreibungsbereich (z. B. den frühneuhochdeutschen Vokalismus) das Ansetzen breiter Übergangsphasen unumgänglich ist. Vgl. auch MACHA (2004, 174): „Der Prozeß der nachhaltigen Einigung auf eine neuhochdeutsche Schriftsprache ist – überregional und überkonfessionell – mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges keineswegs abgeschlossen, seine Endphase beginnt recht eigentlich erst danach.“

allerdings eben nicht um sprachstrukturell relevante. Vielmehr zielen solche Kriterien direkt auf Sprachgebrauchsgeschichte, Sprachmentalitätsgeschichte bzw. in einem weiteren Sinn auf Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Es geht dabei sowohl um Folgen kultureller Veränderungen und Entwicklungen, die auf die Sprachgeschichte zurückwirken, als auch um sprachliche Entwicklungen, die direkte Folgen für die Kulturgeschichte hatten. VON POLENZ (1989, 12) hat in diesem Zusammenhang auf vier „positive Prinzipien sprachgeschichtlicher Periodisierung“ hingewiesen, nach denen insbesondere die Rolle der Sozialgeschichte, des Verhältnisses zwischen den Varietäten einer Sprache zueinander (ergänzen ließe sich: auch des Verhältnisses einer Sprache zu anderen Sprachen), der öffentlichen Kommunikationspraxis und der zeitlichen Übergangszonen zu berücksichtigen sind. Für die Frühe Neuzeit seien exemplarisch nur genannt die Entstehung des (Stadt-) Bürgertums, die Umstellung von der (mittel-)niederdeutschen zur hochdeutschen Schriftsprache in Norddeutschland oder auch grundstürzende Veränderungen in der Medien- und Textsortengeschichte, zum Beispiel die rasante Verbreitung der Rezeption von Texten Luthers durch den Buchdruck. Aber auch solche Marksteine der Sprachgebrauchsgeschichte allein reichen nicht aus, eine Periodengrenze zu rechtfertigen. Der „Sprachwechsel“ von der niederdeutschen zur hochdeutschen Schriftsprache setzte schon weit vor der Mitte des 17. Jahrhunderts ein und war – wenn man diachronisch verschiedene Entwicklungsverläufe berücksichtigt – auch am Ende des 17. Jahrhunderts noch nicht abgeschlossen (vgl. DENKLER 2006). Die Erfindung des Buchdrucks schließlich wäre ein prominentes Beispiel dafür, wie akzeptiert das gegenwärtig verwendete 300-Jahre-Schema ist, indem nämlich ein solch mediengeschichtlich epochales Ereignis gerade nicht als entscheidend für die Periodisierung angesehen und gewichtet wird.

Genannt waren also bisher Beispiele, wie sie für den Übergang des Frühneuhochdeutschen (bzw. Mittelniederdeutschen) zur darauf folgenden Sprachperiode anzuführen wären, wobei das Jahr 1650 nur eine ungefähre Orientierungsmarke sein darf. Offenbar waren etwa für diesen und die anderen bisherigen Periodisierungsschnitte in der deutschen Sprachgeschichte nicht einzelne außer- oder innersprachliche Kriterien, sondern jeweils Bündel verschiedener Kriterien bzw. die Konvergenz außer- und innersprachlicher Entwicklungsschübe in einem relativ kurzen sprachgeschichtlichen Zeitraum ausschlaggebend.

#### 4. Argumente für eine fünfte Sprachperiode in der Sprachgeschichte des Deutschen ab ca. 1950

Ausgehend vom formalen Argument, dass nach dem Schema der 300-Jahre-Schritte für die Mitte des 20. Jahrhunderts eine neue Sprachperiode anzusetzen ist, will ich im Folgenden

danach fragen, welche außer- und innersprachlichen Kriterien – bzw. Bündel solcher Kriterien – für diese Periodengrenze sprechen. Mit VON POLENZ (1989, 12) u. a. gehe ich dabei von zeitlichen „Übergangszonen“ aus. Denn so gut sich die üblichen Festlegungen der Periodengrenzen auf bestimmte Jahre merken lassen mögen, so wenig entsprechen sie natürlich einer gesamtsprachlichen Realität. Wenn hier also für die Mitte des 20. Jahrhunderts eine neue Sprachperiode angesetzt werden soll, so ist dies nicht im Sinne eines radikalen kommunikativen Umbruchs zu sehen, sondern eher als ungefährer Zeitpunkt, an dem lange vorbereitete Entwicklungen kulminieren und in neue Entwicklungen umschlagen. Ich werde dazu zum einen bekannte Kriterien zusammentragen, zum anderen aber besonders Kriterien aus der Sprachgebrauchsgeschichte anführen, die bisher in Periodisierungsfragen kaum eine oder gar keine Rolle gespielt haben.

#### 4.1 Außersprachliche Faktoren

Zunächst zu den außersprachlichen Kriterien bzw. Ereignissen: Diesbezüglich ist der stärkste Rückhalt von Seiten der Geschichtswissenschaft wie auch der etablierten Sprachgeschichten zu erwarten. Das Ende der beiden Weltkriege, die von den deutschsprachigen Gebieten Mitteleuropas ihren Ausgang nahmen, wird gemeinhin als ein einschneidendes Ereignis gewertet. In demographischer Hinsicht ist als Folge des Zweiten Weltkriegs – neben dem faktischen Rückgang der deutschsprachigen Bevölkerung in Deutschland und Österreich um schätzungsweise 7 Millionen Menschen<sup>12</sup> – ein Flüchtlingsstrom von über 12 Millionen deutschsprachigen Menschen in die vier Besatzungszonen zu konstatieren; bei Kriegsende befanden sich zudem ca. 8 bis 10 Millionen befreite Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter in Deutschland.<sup>13</sup> In den Jahren nach 1945 beginnen die (vorübergehende) deutsche Teilung und die Orientierung der deutschsprachigen Länder (freilich ohne die DDR) am politischen und wirtschaftlichen System der von den USA dominierten westlichen Welt. Mit dem Jahr 1945 bzw. in der Zeit um 1950 sehen demnach einige Sprachgeschichten eine deutliche Zäsur (etwa BERNER in SCHMIDT 2007, 181); WELLS (1990) lässt sogar mit dem Jahr 1945 die Darstellung seiner Sprachgeschichte des Deutschen enden.

Im Sinne der von VON POLENZ genannten Prinzipien inklusive der Forderung, sprachgeschichtliche Übergangszonen zu berücksichtigen, ist nach vorausgehenden und nachfolgenden sozial- und kommunikationsgeschichtlichen Entwicklungen zu fragen. In diesem Zusam-

---

<sup>12</sup> Quelle: DER SPIEGEL 5, 31.1.2005, 56 – ungefähr so viel, wie SprecherInnen des Polnischen (ebd.) oder des Jiddischen (VON POLENZ 1999, 183) getötet wurden.

<sup>13</sup> Zahlen nach GLÜCK/SAUER (1997, 87).

menhang sind drei längerfristige Entwicklungen zu nennen: zum einen die massiven Migrationen, dann die Massenalphabetisierung und schließlich die Verbreitung der Massenmedien.

Zu den Migrationen nenne ich nur die Stichworte Landflucht und Abwanderung in städtische Ballungszentren und Industrieregionen,<sup>14</sup> Auswanderung von ca. 6 Millionen Menschen im ‚langen 19. Jahrhundert‘, besonders ab 1845,<sup>15</sup> dazu im 20. Jahrhundert Flucht und Vertreibung, schon im und nach dem Ersten Weltkrieg, sowie seit den 1950er Jahren die millionenfache Arbeitsmigration in die deutschsprachigen Länder. Sprachlich wirkten sich die Migrationsströme allein dahingehend aus, dass wohl noch nie in der Sprachgeschichte des Deutschen so viele Menschen aus unterschiedlichen Regionen miteinander in sprachlichen Kontakt traten – oder deutschsprachige Menschen mit anderssprachigen Menschen, wie eben nach der Einwanderung von ausländischen ArbeitsmigrantInnen.

Die zweite Entwicklung, die sich in sozialer wie in kommunikativer Hinsicht gravierend auf die jüngere Sprachgeschichte des Deutschen auswirkte und die sprachhistorischen Umbrüche des 20. Jahrhunderts vorbereitete, war die Massenalphabetisierung. Am Anfang des 19. Jahrhunderts konnte vielleicht die Hälfte der Bevölkerung in den deutschsprachigen Gebieten lesen und schreiben, am Ende waren es fast 100% (MAAS 2003, 2414). Das war ohne Zweifel ein Erfolg der Schulpolitik des 19. Jahrhunderts und insbesondere der „Triumph der deutschen Volksschulen“ (CHERUBIM 1998, 67):

Man kann es sich gar nicht deutlich genug machen, daß nach einer eintausendeinhundertjährigen Geschichte deutschsprachiger Texte erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die gesamte Sprechgemeinschaft in der Lage ist, an der deutschen Schriftsprache aktiv und passiv als Schreiber und Leser teilzunehmen. (GROSSE et al. 1989, 12)

Das 19. und das 20. sind schließlich die Jahrhunderte der Massenmedien, wobei zu spezifizieren wäre: Das 19. ist das Jahrhundert der Printmedien, mit denen die alphabetisierte Bevölkerung ihren Lesehunger stillte und die sich ausbildende Standardvarietät – in schriftlicher und laut gelesener Form – kennenlernte. Ab dem zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts wurden durch die audiovisuellen Medien auch die gesprochenen Formen der Standardsprache verbreitet – ein Stück weit auch auf Kosten der Rezeption der geschriebenen Standardsprache.

Was man sich bei diesen drei Entwicklungen immer wieder vor Augen halten muss, ist ihr Ausmaß und die Schnelligkeit, in denen sie – in (sprach-)geschichtlich längerfristiger Perspektive betrachtet – vonstatten gegangen sind.

---

<sup>14</sup> Erst um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert lebte – zumindest in Deutschland – die Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr auf dem Land (GÖRTEMAKER 1996, 177) bzw. von der Landwirtschaft (KOCKA 2001, 49, 53).

<sup>15</sup> Davon allein 5,5 Millionen aus Deutschland, „das entspricht etwa 10% der deutschen Gesamtbevölkerung um 1900.“ (KOCKA 2001, 70).



## 4.2 Sprachliche Faktoren

Kommen wir zu den ‚innersprachlichen‘ Entwicklungen, die eine Periodengrenze in der Mitte des 20. Jahrhunderts rechtfertigen könnten:

Müßig wäre – aus den oben unter 3. genannten Gründen – die Suche nach einschneidenden sprachstrukturellen Veränderungen in der Grammatik. Diese sind folglich für die Zeit um 1950 genauso wenig zu erwarten wie für die Zeit um 1050, um 1350 oder um 1650. Hier ist allenfalls eine Fortsetzung von Entwicklungen zu konstatieren, die schon in früheren Sprachepochen begonnen haben (Übergang ‚starker‘ Verben in die ‚schwache‘ Konjugationsklasse, Wechsel ‚schwacher‘ Substantive in die ‚starke‘ Klasse, Abbau des Genitivs als Objektkasus etc.).

Und auch im Wortschatz vollziehen sich die Veränderungen eher kontinuierlich und nicht in Brüchen, zumal im letztgenannten Fall ja die Kommunikation an sich gefährdet wäre.<sup>16</sup> Längerfristig gesehen treten Unterschiede freilich sehr wohl zutage. Ich will das nur an einem Textbeispiel vorführen:

MILLER (*schnell auf und ab gehend*). Einmal für allemal. Der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron ins Geschrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präsident bekommt Wind, und – kurz und gut, ich biete dem Junker aus.

FRAU. Du hast ihn nicht in dein Haus geschwätzt – hast ihm deine Tochter nicht nachgeworfen.

MILLER. Hab ihn nicht in mein Haus geschwätzt – hab ihm’s Mädels nicht nachgeworfen; wer nimmt Notiz davon? – Ich war Herr im Haus. Ich hätt’ meine Tochter mehr koram nehmen sollen. Ich hätt’ dem Major besser auftrumpfen sollen – oder hätt’ gleich alles Seiner Exzellenz, dem Herrn Papa, stecken sollen. Der junge Baron bringt’s mit einem Wischer hinaus, das muß ich wissen, und alles Wetter kommt über den Geiger.

FRAU. (*schlüpft eine Tasse aus*) Possen! Geschwätz! Was kann über dich kommen? Wer kann dir was anhaben? Du gehst deiner Profession nach und raffst Scholaren zusammen, wo sie zu kriegeln sind.

MILLER. Aber, sag mir doch, was wird bei dem ganzen Kommerz auch herauskommen? – Nehmen kann er das Mädels nicht – Vom Nehmen ist gar die Rede nicht, und zu einer – daß Gott erbarm’? – Guten Morgen! – Gelt, wenn so ein Musje *von*, sich da und dort, und dort und hier schon herumbeholfen hat, wenn er, der Henker weiß, was als? gelöst hat, schmeckt’s meinem armen Schlucker freilich, einmal auf süß Wasser zu graben. Gib du acht! [...]

(SCHILLER 1991, 5)

Abgedruckt ist hier die erste Szene des ersten Akts von Schillers „Kabale und Liebe“, soweit sie sich auf S. 5 der Reclam-Ausgabe von 1991 findet. Gegenüber der historisch-kritischen Edition, die in der „Schiller-Nationalausgabe“ abgedruckt ist, zähle ich 17 Eingriffe in die Orthographie und Interpunktion. Der Wortlaut blieb dagegen unangetastet (bzw. unübersetzt).

<sup>16</sup> Es gibt einige Autoren, die gerade die Veränderungen im Wortschatz nach 1945 betonen und das Jahr 1945 als „Epochenjahr“ oder „Einschnitt“ sehen. z. B. STEGER ([1989] 2001, 307–312) und DEBUS (1999, 15–17).

Erläutert sind im Kommentar der Nationalausgabe die Ausdrücke *jemandem ausbieten*, *Wetter*, *Musje*, *was als* und *gelöst* (KRAFT et al. 2000, 405ff.). Ich selbst konnte *koram nehmen* und *mit einem Wischer* nur aus dem Zusammenhang erschließen; die genauen Bedeutungen musste ich nachschlagen. Und ich bin sicher, dass darüber hinaus die meisten GymnasiastInnen, die mit diesem Text konfrontiert werden, mindestens auch Probleme mit *Profession*, *Kommerz* oder der Wendung *mit jemandem ins Geschrei kommen* hätten.

Der Befund lautet also: Auf einer Seite mit 211 Wortformen eines orthographisch „behutsam dem heutigen Stand angeglichenen“, 225 Jahre alten Klassiker-Texts finden sich nicht weniger als zehn Lexeme, die in der heutigen Standardsprache nicht mehr gebräuchlich oder in einer anderen Bedeutung gebräuchlich sind.<sup>17</sup>

Im Sinne der oben hervorgehobenen soziopragmatischen Kriterien der Sprachgeschichte und im Zusammenhang mit einem alternativen Blick auf Sprachgeschichte sind allerdings für Periodisierungsfragen auch sprachliche Kriterien relevant, die nicht auf sprachstrukturelle Veränderungen auf der einen oder anderen Systemebene abzielen. Ich will daher im Folgenden auf Entwicklungen der Sprachgebrauchsgeschichte hinweisen, die in den bisherigen Diskussionen kaum oder gar nicht genannt wurden.

Hier wäre als erstes die abnehmende Bedeutung des Deutschen als internationale Verkehrssprache zu nennen. Der starke Prestigeverlust des Deutschen setzte schon vor dem Ersten Weltkrieg ein (VON POLENZ 1999, 19ff.). Der Rückgang des Deutschen ist insbesondere in der Wirtschaft und der Wissenschaft spürbar; vor diesem Hintergrund spricht MATTHEIER (2003, 238f.) sogar davon, dass es seine Stellung als voll entwickelte Standardsprache im Sinne einer ‚Ausbausprache‘ bereits eingebüßt habe.

Im Bereich des Geschriebenen zählt zu den sprachlichen Veränderungen der Wandel im Gebrauch der Schriftarten. Hier erfolgte in der Mitte des 20. Jahrhunderts ein ganz deutlicher Einschnitt, der sich unmittelbar vor Augen führen lässt: Wohl zu keinem Zeitpunkt hat sich die Geschichte der Schrift im Deutschen so schnell geändert wie mit der Durchsetzung von Hitlers Verbot der Fraktur- und der deutschen Schrift im Jahr 1941.<sup>18</sup> Dieses hatte langfristig zur Folge, dass handgeschriebene Texte in Sütterlinschrift und erst recht in deutscher Kurrentschrift heute für die allermeisten Mitglieder der Sprachbevölkerung in den deutschsprachigen Ländern unzugänglich sind, weil sie sie schlicht nicht lesen können. Auch die gedruckte Frakturschrift können viele heute nur noch mit Mühe entziffern – selbst

---

<sup>17</sup> Deshalb plädiert VON POLENZ (1999, 1) ja auch nachdrücklich dafür, „die Lektüre literarischer Werke mindestens bis 1900 nicht ohne fortlaufende Benutzung historischer Wörterbücher und Konversationslexika zu betreiben, um die zahlreichen Fälle von Bedeutungs- und Bezeichnungswandel nicht zu ignorieren“.

<sup>18</sup> Vgl. dazu v. a. VON POLENZ (1996) und HARTMANN (1998).

Studierende der Germanistik müssen in der Regel in besonderer Weise dazu motiviert werden, sich auf solche gedruckten Texte einzulassen. Hier ist einem Großteil der Sprachbevölkerung innerhalb weniger Jahrzehnte eine schriftkulturelle Fertigkeit verloren gegangen, die nötig wäre, um schriftliche Quellen unseres kulturellen Gedächtnisses der jüngeren Zeit direkt (d. h. ohne Transliteration) erschließen zu können.

Zur Sprachgebrauchsgeschichte gehört zentral die Geschichte der gesprochenen Sprache, um die sich, soweit ich sehe, die Literatur zur Periodisierung des Deutschen bisher wenig gekümmert hat. Hier hat es freilich im 20. Jahrhundert einige bemerkenswerte Entwicklungen gegeben, die nicht zuletzt die regionale Variation betreffen:

In der Aussprache des Hoch- bzw. Schriftdeutschen ist mit der Einführung der audiovisuellen Massenmedien seit den 1930er Jahren der Rückgang regionaler Merkmale stark beschleunigt worden (vgl. SCHMIDT i. Dr.). Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten – wie wir aus metasprachlichen Äußerungen und phonologischen Rekonstruktionen (etwa der Analyse von Endreimen in Gedichten) wissen – „selbst Gebildete, auch viele hochgeachtete Autoren der Klassik, [...] eine weitgehend regionale Aussprache“ (VON POLENZ 1999, 255)<sup>19</sup>. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts (VON POLENZ 1999, 339) bzw. darüber hinaus noch – regional unterschiedlich – bis in die 1950er Jahre (vgl. LAMELI 2004) und wohl darüber hinaus darf man gewiss davon sprechen, dass außerhalb stark überregional orientierter Sprechergruppen (z. B. Schauspieler und Rundfunksprecher) in der Aussprache des Standarddeutschen ein deutlich regionaler Akzent die Regel war.

Primäre und stärkste Quelle regionaler Merkmale im gesprochenen Hochdeutsch sind die Dialekte, und so ist diese Entwicklung natürlich eng mit der Frage nach der sprachlichen Sozialisation in regionalen bzw. überregionalen Varietäten verknüpft. Ich greife damit das zweite Prinzip sprachgeschichtlicher Periodisierung nach VON POLENZ auf, nämlich die Bestimmung des Verhältnisses zwischen den Varietäten einer Sprache. Die Massenalphabetisierung brachte auch das Vordringen der neuhochdeutschen Schriftsprache mit sich, und zwar in geschriebener Form wie auch in Form des ‚Sprechens nach der Schrift‘.<sup>20</sup> Denn die Varietät, in der Schreiben und Lesen gelernt wurde, war die (Standard-) Schriftsprache, die in der Regel auch laut gelesen wurde und zusehends als gesprochenes ‚Hochdeutsch‘ Eingang in den schulischen Unterricht fand. So selbstverständlich SchreiberInnen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (und noch etwas darüber hinaus) ja mit zwei Schriftarten – deutscher und

---

<sup>19</sup> S. auch die Hinweise bei BACH (1965, 353f.), VON POLENZ (1994, 203) und KÖNIG (2007, 109f.).

<sup>20</sup> Die Orientierung der gesprochenen Varietäten an der nhd. Schriftsprache bzw. die Entwicklung von gesprochenen Varietäten ‚oberhalb‘ des Dialektalen setzten freilich schon früher ein (vgl. dazu SCHMIDT i. Dr. u. a.).

lateinischer Schrift – umgehen konnte, so konnten sie also in der Regel auch zwischen zwei Varietäten des Deutschen wechseln, nämlich mit dem örtlichen Dialekt als erster Varietät und dem Hochdeutschen als zweiter Varietät bzw. ‚erster Fremdsprache‘, die fortan als Distanzsprache, d. h. in erster Linie als geschriebene Sprache verwendet wurde.<sup>21</sup> Für den Großteil der deutschsprachigen Bevölkerung sehen die Sprachgebrauchsverhältnisse spätestens seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts ganz anders aus: Einzige Vollvarietät, in der die Menschen aufwachsen und zeitlebens eine sichere Kompetenz haben, ist ein intendiertes Hochdeutsch (mit mehr oder minder starken regionalen Merkmalen in Aussprache, Lexik und auch in der Grammatik), das sich an der Schreibung und/oder dem gesprochenen Deutsch der audiovisuellen Massenmedien orientiert. Für das 20. Jahrhundert ist also ein Wandel zu konstatieren, den m. E. die Sprachgeschichten des Deutschen bisher nicht ausreichend gewürdigt haben, nämlich den Wandel von einer mehrheitlich dialektal zu einer mehrheitlich (tendenziell) hochdeutsch sozialisierten Bevölkerung in den deutschsprachigen Ländern – oder für die jüngere Neuzeit noch spezifischer formuliert: von einer mehrheitlich diglossischen zu einer mehrheitlich monoglossischen Gesellschaft. Damit enden – wie GEORG CORNELISSEN es kürzlich nannte – in der Geschichte des gesprochenen Deutsch im Grunde erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die mittelalterlichen Verhältnisse, und dieser Umbruch vollzieht sich innerhalb nur weniger Jahrzehnte.

Es sind freilich zwei wichtige Ausnahmen zu nennen: Erstens wird es eine diglossische Situation möglicherweise auf Dauer noch in der Schweiz, in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol geben (in einzelnen Gebieten Süddeutschlands und Österreichs aber wohl nur noch temporär). Und zweitens ist hervorzuheben, dass zur Jahrtausendwende zumindest doch starke zweisprachige Minderheiten in den deutschsprachigen Ländern leben.<sup>22</sup>

Unter Berücksichtigung der Geschichte der gesprochenen Sprache würde sich in den neuen Periodisierungsvorschlag übrigens auch die Geschichte des Niederdeutschen einpassen. Die Zeit nach dem Mittelniederdeutschen könnte man als „Spätniederdeutsch“ bezeichnen. Dieses ist durch einen weiteren Rückgang der niederdeutschen Schriftsprache, die sich bis ins 18. Jahrhundert nur noch in der ‚mittleren‘ und ‚unteren‘ Schriftlichkeit halten kann, ansonsten aber dadurch gekennzeichnet, dass es hauptsächlich als gesprochene Varietät existiert. Die Mitte des 20. Jahrhunderts bedeutet für die Geschichte des Niederdeutschen

---

<sup>21</sup> Da eine umfassende *oral history* der diesbezüglichen Sprachgebrauchsverhältnisse im 20. Jahrhundert bisher m. W. fehlt, kann ich nur auf mir bekannte SprecherInnenbiographien aus meinem persönlichen Umfeld zurückgreifen. Tenor bei meinen Gesprächen mit SprecherInnen, die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts geboren wurden, war, dass das Hochdeutsche in der Volksschule „wie eine Fremdsprache“ erlernt wurde.

<sup>22</sup> Als Folge der oben erwähnten Arbeitsmigrationen sprechen etwa in Nordrhein-Westfalen „schon jetzt über 20 Prozent der Kinder als Familiensprache nicht Deutsch“ (Süddeutsche Zeitung, 6.11.2006, 16).

einen letzten entscheidenden Einbruch, indem mit der weitgehenden Aufgabe der niederdeutschen Dialekte als alltagssprachliche Varietät auch das Ende des Niederdeutschen als lebende Sprache eingeläutet wird.<sup>23</sup>

#### 4.3 Sprachnormenwandel

Für äußerst bedeutsam halte ich schließlich die Frage, wie sich in den letzten 100 bis 150 Jahren die Einstellungen zur Variation und zu den Varietäten des Deutschen geändert haben, und zwar Einstellungen sowohl zur schriftsprachlichen Leitvarietät wie zu den gesprochenen Varietäten, zu den „Traditionen des Sprechens“.<sup>24</sup> Dieser Problemkreis berührt das dritte VON POLENZ'sche Prinzip, nämlich die Beziehungen zwischen Sprache und Gesellschaft in der öffentlichen Kommunikationspraxis. Ich konzentriere mich hier auf den Wandel von Sprachnormen und den Wandel von Einstellungen zu Sprachnormen. Dies adäquat zu beschreiben, ist ein heikles Unterfangen, da es hier um Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte geht und es schwierig ist, Mentalitäten in ihrer historischen Entwicklung zu messen. Ich beschränke mich auf Indizien.

Im Grunde tritt die Normierungsgeschichte unseres heutigen Deutsch erst mit den Schulgrammatiken des 19. Jahrhunderts sowie mit dem Aufkommen verbindlicher Kodizes für Aussprache und Rechtschreibung an der Wende zum 20. Jahrhundert in die entscheidende Phase. Goethes ‚Werther‘ konnte 1774 noch in einer Form gedruckt werden, in der es von orthographischen Auffälligkeiten und auch Inkonsequenzen nur so wimmelt; dies beeinträchtigte aber wohl kaum den Verkaufserfolg:

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnauffen. Dann setzte sie sich, und die Zitronen, die ich weggestohlen hatte beym Punsch machen, die nun die einzigen noch übrigen waren, und die ich ihr in Schnittchen, mit Zucker zur Erfrischung brachte, thaten fürtrefliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittgen das ihre Nachbarinn aus der Tasse nahm, ein Stich durch's Herz gieng, der ich's nun freylich Schanden halber mit präsentiren mußte. (GOETHE 1997, 31 [1774, 39])

Ich möchte behaupten, dass im Bereich der Sprachnormen Folgendes in Bewegung geraten ist bzw. sich verschoben hat:<sup>25</sup>

<sup>23</sup> In einer im Herbst 2007 durchgeführten Umfrage des Instituts für Niederdeutsche Sprache (INS) in Bremen gaben nur noch 14,3 Prozent der 700 Befragten an, gut oder sehr gut Plattdeutsch sprechen zu können (DIERCKS 2008).

<sup>24</sup> Vgl. VON POLENZ (1989, 12, nach SCHLIEBEN-LANGE).

<sup>25</sup> Wie oben bereits erwähnt, spielt der Einfluss der Sprachnormen auch eine wichtige Rolle in dem Periodisierungsvorschlag von ERNST (2007, 68), der das gegenwärtige Deutsch „Normdeutsch“ (ab 1875) nennen will. Abgesehen von der m. E. für eine Sprachperiode zu eng gefassten Bezeichnung halte ich es für nicht sachgerecht, die Gründung des Deutschen Reichs und die erste Berliner Orthographische Konferenz als ausschlaggebende Ereignisse für das Ansetzen der gegenwärtigen Sprachperiode heranzuziehen. Gerade der Einfluss der I. Orthographischen Konferenz auf die Entwicklung eines allgemeinen Sprachnormbewusst-

Erstens traten an die Stelle von Gebrauchsnormen / konventionelle Normen<sup>26</sup>, die über Jahrhunderte hinweg tradiert wurden und die sich an vorbildhaften Schreiblandschaften, bestimmten Personen orientierten, nunmehr gesetzte / kodifizierte Normen, und zwar vor allem für die Schrift. Gebrauchsnormen lassen naturgemäß mehr Varianz zu als gesetzte Normen. Beispiel: Wenn jemand wie Goethe (oder sein Setzer) etwa das Diminutiv-Suffix *-chen* im Werther mal mit <chen>, mal mit <gen> schrieb – gar innerhalb eines Satzes –, dann wird das weder ihn noch die meisten zeitgenössischen LeserInnen sehr gestört haben, da beide Varianten in gedruckten Texten der Zeit üblich waren, nicht unterschiedlich ausgesprochen wurden (vgl. WEGERA 2000, 46) und die Schreibvarianz das Verständnis nicht behinderte. Einem sprachlichen Kodifizierer, der Varianten reduzieren will, muss eine solche Variation jedoch ein Dorn im Auge sein. Oder wenn ein Kodifizierer grammatische Normen an vermeintlich rationalen Kriterien orientierte, wird er doppelte Negationen, die verneinen sollten, als unlogisch angesehen haben, eine Form wie *als wie* als unzulässige Vermischung zweier Vergleichspartikeln, die er streng unterschieden wissen wollte, oder Fügungen mit *tun* als überflüssige Erweiterungen / Periphrasen des Prädikats (vgl. hierzu DAVIES / LANGER 2006). Generationen von Schulkindern hat man im 19. und 20. Jahrhundert solche Formen auszutreiben versucht – und diese Formen trotzdem nicht ausrotten können, weil sie erstens durchaus funktional sind, und zweitens, weil die gesetzten Normen nicht bis in alle Winkel der Nähesprache hineinzuwirken vermochten.

Verschiebungen hat es nach meiner Auffassung auch im Bereich der Richtigkeits- und Angemessenheitsnormen gegeben. Für Angemessenheitsnormen gibt es keine sprachimmanenten Gründe, nur soziale Gründe; sie orientieren sich eher an Gebrauchsnormen (STEGER 1980, 211f.). Man fragt also danach, ob ein bestimmter Sprachgebrauch in dieser und jener Situation gegenüber diesem oder jenem Kommunikationspartner angemessen ist. Richtigkeitsnormen (oder Korrektheitsnormen) dagegen setzen gesetzte oder kodifizierte Normen voraus. Bei Richtigkeitsnormen geht es nur um ‚richtig‘ oder ‚falsch‘. Zum einen haben sich also in dem in Rede stehenden Zeitraum tatsächlich sprachliche Normen gewandelt – und sei es nur dadurch, dass man sie kodifizierte und so (mehr oder weniger) konventionelle zu gesetzten Normen wurden. Aus soziopragmatischer Sicht ist aber bedeutsamer, dass im Zuge der Kodifizierung formale sprachliche Richtigkeitsnormen die Oberhand über

---

seins im 19. und 20. Jahrhundert dürfte doch nicht als so gewichtig einzuschätzen sein, dass hier eine Periodengrenze zu rechtfertigen wäre. Auf die Gründung des Deutschen Reichs abzuheben, würde zudem die Geschichte der anderen deutschsprachigen Länder zu stark vernachlässigen. Hier wäre mit VON POLENZ (1989, 15) doch gerade die „polyzentrische Weiterentwicklung“ der deutschen Standardsprache seit 1950 nach einer „monozentrischen Tendenz“ seit ca. 1870 in Rechnung zu stellen, die wiederum stark für die Periodengrenze in der Mitte des 20. Jahrhunderts spricht.

<sup>26</sup> Terminologie hier und im Folgenden nach STEGER (1980).

(konventionelle) Angemessenheitsnormen gewannen. Was kümmerten den übergroßen, kleinbürgerlich bis bäuerlich oder proletarisch geprägten Teil der Bevölkerung bis zum Beginn des 20. Jahrhundert Richtigkeitsnormen – dazu noch in einer Sprachvarietät, die nicht ihr tägliches Leben bestimmte?<sup>27</sup> Die Gesellschaft des 20. Jahrhunderts ist dagegen doch sehr viel stärker geprägt vom Ideal mündlicher und schriftlicher Richtigkeit in der für viele einzig verbliebenen Varietät ‚Hochdeutsch‘. Hier wurden Richtigkeitsnormen zum Maß der Dinge in verschiedenen Lebensbereichen: zum Maßstab für Schulerfolg und für Aufstiegschancen im Beruf. Dabei konnte und kann es freilich passieren, dass Grundlage der Richtigkeitsnormen nicht die tatsächlich kodifizierten Normen sind, sondern etwas, was man ‚gefühlte Normen‘ nennen könnte: Gemeint sind ‚Normen in den Köpfen‘ der Sprachteilhaber, übrigens auch von Normvermittlern, die erwiesenermaßen nicht nur von den Normen der aktuellen Grammatiken abweichen, sondern oft genug auch strenger sind als diese (vgl. DOVALIL 2006). Damit geht ein bemerkenswertes Phänomen einher, das auf den ersten Blick gar nicht in die egalitäre und emanzipierte Nachkriegsgesellschaft passen mag: Es gibt offenbar ein unvermindert starkes, wenn nicht gestiegenes Interesse an sprachlichen Richtigkeitsnormen. Gradmesser für das Interesse an Sprachnormen ist nicht so sehr die öffentlichen Diskussionen um Orthographie, Überfremdung des Deutschen etc., denn diese werden nach wie vor von einem relativ kleinen Teil der Bevölkerung geführt. Gradmesser mögen vielmehr Einschaltquoten zu Sendungen, in denen um ‚richtiges Deutsch‘ geht, oder Verkaufszahlen von Sprachratgebern sein.<sup>28</sup>

Mit diesem Interesse verknüpft ist auf der anderen Seite eine abnehmende Normtoleranz. In der Normierungsgeschichte gibt es – wie VON POLENZ (1999, 230f.) schreibt – immer auch „Normenbenefiziar“ und „Normenopfer“. Zu den Normenopfern gehörten stets als erste diejenigen, deren Muttersprache oder primäre Varietät weit von den Standardnormen entfernt ist, die von den Normsetzern und Normvermittlern schon beherrscht und auch von anderen gefordert werden. Früher waren Normenopfer vor allem die, die mit einem anderen Dialekt als „Standarddeutsch“ sozialisiert wurden, seit den 1950er Jahren und heute sind es auch diejenigen MitbürgerInnen, die mit einer anderen Sprache als Deutsch aufwachsen. Eine zunehmende Intoleranz zeigt sich auch gegenüber dem, was in der gespro-

<sup>27</sup> Indiz: Wenn sich etwa einfache BriefschreiberInnen des 19. Jahrhunderts bei ihren Korrespondenzpartnern für „schlechtes Schreiben“ entschuldigten, so meinten sie damit in aller Regel unsauberes, kalligraphisch schlechtes, formal nicht angemessenes Schreiben, aber nicht unkorrektes Schreiben (ELSPAß 2005, 151f.).

<sup>28</sup> 7,6 Mio. Deutsche sahen allein die Sendung 2005 ausgestrahlte Sendung „Der große Deutsch-Test“ (<http://bildungsklick.de/serviceText.html?serviceTextId=13196>, Zugriff 20.2.2008), und die Bücher des ‚Zwiebelfisch‘-Autors Bastian Sick erzielten allein bis Ende 2006 eine Auflage von 1,7 Mio. (1. Band), 750.000 (2. Band), und der dritte Band wurde in einer Startauflage von 200.000 gedruckt (Süddeutsche Zeitung, 31.10./01.11.06, 15). Man kann hier übrigens durchaus einen Zusammenhang sehen mit dem offenbar zunehmenden Bedürfnis zu wissen, welche Romane man gelesen haben muss, welches die wichtigsten Filme, Musikaufnahmen waren etc.

chenen Sprache von einer angenommenen Norm abweicht. Eine starke regionale Färbung der Rede war für Goethe, Schiller und Gelehrte ihrer Zeit normal; eine dementsprechend große Toleranz gegenüber anderen Akzenten oder Varietäten war Grundvoraussetzung für mündliche Kommunikation. Wie auch sonst sollen früher aus verschiedenen Regionen stammende Handlungsreisende, Handwerker auf der Walz, Menschen auf Auswanderungsschiffen oder Soldaten in den Weltkriegen miteinander kommuniziert haben können? Mit Normtoleranz oder Bereitschaft ihrer Zuschauer und Zuhörer, sich auf ‚fremde Stimmen‘ einzulassen, rechnen aber etwa heutige (bundesdeutsche) Fernsehjournalisten offenbar nicht, wenn sie z. B. das durchaus standardnah gesprochene Deutsch von Schweizern, von sächsischen Überschwemmungsoffern oder von bayerischen Skispringern mit Untertiteln versehen.

## 5. Konsequenzen?

Jede Sprachperiodisierung und jede Epoche ist ein Konstrukt. Doch sie kann ein hilfreiches Konstrukt sein, denn sie „fungiert als Ordnungsschema und gehört zu den Bemühungen, die historische Dimension eines Fachbereiches zu bewältigen“ (WOLF [1971] 2001, 126).

Ein unfehlbares Zeichen für die Etabliertheit einer Sprachperiode ist, dass es grammatische und lexikographische Hilfsmittel gab, die eigens für den praktischen Umgang mit historischen Texten dieser Zeitraum erstellt worden waren. Will man dem hier unterbreiteten Vorschlag folgen, eine eigene Sprachperiode „Mittelneuhochdeutsch“ anzusetzen, müssten auch für diese Zeit Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Eine bisher fehlende Sprachstufengrammatik wird zurzeit erarbeitet, und zwar auf der Basis der historischen Mündlichkeit des (Mittel-)Neuhochdeutschen (vgl. ÁGEL 2003). In lexikographischer Hinsicht besteht im Grunde bereits ein großes Wörterbuch, nämlich das „Deutsche Wörterbuch“ (DWB) – selbst wenn es über das Mittelneuhochdeutsche hinaus noch weitere historische Belege und Informationen enthält. Allerdings wird man erst die Neubearbeitung mit ihren aktualisierten Bedeutungsangaben als ‚zweisprachiges‘ Wörterbuch Mittelneuhochdeutsch – Gegenwartsdeutsch benutzen können, denn wie andere im 19. Jahrhundert entstandene Wörterbücher (vgl. LEXER ([1885] 1986): *wîp* = ‚Weib‘!) führt auch das DWB z. T. Bedeutungsangaben, die nicht dem Gebrauch im gegenwärtigen Deutsch entsprechen.

Das Schriftbild von ‚normalisierten‘ Klassikertexten mag heute an der Oberfläche suggerieren, dass sich die Schriftsprache in den letzten 200–300 Jahren kaum geändert habe und eine Revision der Periodisierung des Deutschen deshalb nicht nötig sei. Ein genauerer



Blick in solche Texte zeigt jedoch – und dies wurde exemplarisch an dem Ausschnitt aus „Kabale und Liebe“ vorgeführt –, dass der Wortschatz- und der Bedeutungswandel in diesem Zeitraum so weit fortgeschritten ist, dass ‚unübersetzte‘ Texte dieser Zeit heute zu Verständnisschwierigkeiten führen können.

Mit den Periodengrenzen „ca. 1650 bis ca. 1950“ ist m. E. ein sachgerechter und für sprachhistorische Untersuchungen beschreibbarer Zeitraum erfasst sowie mit „Mittelneuhochdeutsch“ eine zutreffende, griffige und in bisherige Benennungsschemata sich einfügende Bezeichnung für diese Periode gefunden. Was die darauf folgende, also unsere jetzige Sprachperiode betrifft, so wird es für die nächsten 50 bis 100 Jahre sprachhistorischer Forschung zum Deutschen angemessen bleiben, vom „Gegenwartsdeutschen“ zu sprechen. Folgerichtig könnte auf das „Mittelneuhochdeutsche“ natürlich irgendwann das „Spätneuhochdeutsche“ folgen; so „unmöglich“, wie WEBER meinte<sup>29</sup>, ist das gar nicht (vgl. nur SCHMIDT 2002). Ob es dem Hochdeutschen irgendwann so ergehen wird wie dem Niederdeutschen, lässt sich nicht vorhersagen. Im Jahr 2525 wird man mehr dazu sagen können.

## Literatur

- ÁGEL, VILMOS (2003): Prinzipien der Grammatik. In: LOBENSTEIN-REICHMANN, ANJA / REICHMANN, OSKAR (Hrsg.): Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 243), 1–46.
- BACH, ADOLF (1965): Geschichte der deutschen Sprache. 8., stark erw. Aufl. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- BÄR, JOCHEN A. (2000): Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung. In: EICHHOFF-CYRUS, KARIN M. / HOBERG, RUDOLF (Hg.): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Mannheim u. a.: Dudenverlag (Thema Deutsch. 1), 9–34.
- BESCH, WERNER (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main u. a.: Lang.
- CHERUBIM, DIETER (1998): Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts. In: KÄMPER, HEIDRUN / HARTMUT SCHMIDT (Hg.): Das 20. Jahrhundert: Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Berlin/New York: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1997), 59–85.
- DAVIES, WINIFRED / NILS LANGER (2006): The Making of Bad Language. Frankfurt am Main u. a.: Lang (VarioLingua. 28).

<sup>29</sup> „In Konsequenz der Fortsetzung des gebräuchlichen Terminus ‚Frühneuhochdeutsch‘, dann eines hypothetischen ‚Mittelneuhochdeutsch‘, müßte für die Sprache der Gegenwart der unmögliche eines ‚Spätneuhochdeutsch‘ erfunden werden.“ (WEBER 1979, 23).

- DENKLER, MARKUS (2006): Sterbfallinventare. Text- und variablenlinguistische Untersuchungen zum Schreibsprachenwechsel in Westfalen (1500–1800). Köln/Weimar/Wien: Böhlau (Niederdeutsche Studien. 52).
- DIERCKS, WILLI (2008): Wie lange wird es das Plattdeutsche noch geben? In: Schleswig-Holsteinische Zeitung, 20.2.2008 [<http://www.shz.de/home/top-thema/article//wie-lange-wird-es-das-plattdeutsche-noch-geben.html>, Zugriff 21.2.2008]
- DOVALIL, VÍT (2006): Sprachnormenwandel im geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Die Entwicklung in ausgesuchten Bereichen der Grammatik. Frankfurt am Main u. a.: Lang (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft. 63).
- DWB = Deutsches Wörterbuch. Von JACOB GRIMM und WILHELM GRIMM. 16 Bde. in 32 Bänden und Quellenverzeichnis. Leipzig 1854–1971.
- EGGERS, HANS (1986): Deutsche Sprachgeschichte. Überarb. u. erg. Neuaufl. Bd. I: Das Althochdeutsche und das Mittelhochdeutsche. Bd. II: Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche. Reinbek: Rowohlt.
- ELSPAß, STEPHAN (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 263).
- ERNST, PETER (2007): Die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte als terminologisches und sachliches Problem. In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 11, 59–69.
- GLÜCK, HELMUT / WOLFGANG WERNER SAUER (1997): *Gegenwartsdeutsch*. 2., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler (Sammlung Metzler. 252).
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG ([1774] 1997): *Die Leiden des jungen Werthers*. Hg. von JOSEPH KIERMEIER-DEBRE. München: dtv (dtv-Bibliothek der Erstausgaben. 2602). [Original Leipzig: Weygand 1774.]
- GÖRTEMAKER, MANFRED (1996): *Deutschland im 19. Jahrhundert. Entwicklungslinien*. 5., durchges. Aufl. Opladen: Leske + Budrich. (Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe. 274).
- GROSSE, SIEGFRIED (1993): Wann beginnt die deutsche Gegenwartssprache? In: Bassola, Péter / Regina Hessky / László Tarnói (Hg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. Budapest: Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik. 24), 99–111.
- GROSSE, SIEGFRIED et al. (1989): „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung“. *Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch*. Bonn: Dietz.
- HARTMANN, SILVIA (1998): *Fraktur oder Antiqua. Der Schriftstreit von 1881 bis 1941*. Frankfurt am Main u. a.: Lang (Theorie und Vermittlung der Sprache. 28).
- HERINGER, HANS JÜRGEN (1983): Sprechen wir noch die Sprache Luthers? In: REINHARD, WOLFGANG (Hg.): *Fragen an Luther. Vortragsreihe der Universität Augsburg zum Lutherjahr 1983*. München, Stamsried: Vögel (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg. 28), 123–145.
- HSK 2.1/2/3 = BESCH, WERNER et al. (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl., Bd. 1 (1998), Bd. 2 (2000), Bd. 3 (2003). Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.1/2/3).
- HUPKA, WERNER (2001): Periodisierung von Sprache. In: HOLTUS, GÜNTER / MICHAEL METZELIN / CHRISTIAN SCHMITT (Hg.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik. Band I,2: Methodologie*. Tübingen: Niemeyer. 875–883.
- KOCKA, JÜRGEN (2001): *Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta. (Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte. 10., völlig neu bearb. Aufl. 13).

- KÖNIG, WERNER (2007): dtv-Atlas Deutsche Sprache. 16. Aufl. München: dtv.
- KRAFT, HERBERT (Hg.) (2000): Schillers Werke. Begr. von JULIUS PETERSEN. [...] Hrsg. im Auftr. der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von NORBERT OELLERS. Bd. 5: Kabale und Liebe. Weimar: Böhlau.
- LAMELI, ALFRED (2004): Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft, 128).
- LEXER, MATTHIAS ([1885] 1986): Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Berichtigungen [...]. 37. Aufl. Stuttgart: Hirzel. [3. Aufl. 1885.]
- MAAS, UTZ (2003): Alphabetisierung. Zur Entwicklung der schriftkulturellen Verhältnisse in bildungs- und sozialgeschichtlicher Perspektive. In: HSK 2.3, 2403–2418.
- MACHA, JÜRGEN (2004): Konfession und Sprache: Zur schreibsprachlichen Divergenz um 1600. In: MATTHEIER, KLAUS J. / HARUO NITTA (Hg.): Sprachwandel und Gesellschaftswandel – Wurzeln des heutigen Deutsch. München: iudicium, 161–176.
- MATTHEIER, KLAUS J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: GARDT, ANDREAS / KLAUS J. MATTHEIER / OSKAR REICHMANN (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 156), 1–18.
- MATTHEIER, KLAUS J. (2003): German. In: DEUMERT, ANA / WIM VANDENBUSSCHE (Hg.): Germanic Standardizations. Past to Present. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (Impact: Studies in language and society. 18), 211–244.
- MOSER, HUGO (1961): Annalen der deutschen Sprache – von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart: Metzler (Sammlung Metzler: Abteilung 3, Deutsche Sprachwissenschaft. 5).
- VON POLENZ, PETER (1989): Das 19. Jahrhundert als sprachgeschichtliches Periodisierungsproblem. In: CHERUBIM, DIETER / KLAUS J. MATTHEIER (Hg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Berlin/New York: de Gruyter, 11–30.
- VON POLENZ, PETER (1996): Die Ideologisierung der Schriftarten in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. In: BÖKE, KARIN/ MATTHIAS JUNG/ MARTIN WENGLER (Hg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet. Opladen: Westdeutscher Verlag. 271–282.
- VON POLENZ, PETER (2000/1994/1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. I [2000]: Einführung – Grundbegriffe – 14. bis 16. Jahrhundert. 2., überarb. u. erg. Aufl. Bd. II [1994]: 17. und 18. Jahrhundert. Bd. III [1999]: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter (De-Gruyter-Studienbuch). [1. Aufl. 1991]
- REICHMANN, OSKAR (2001): Periodisierung und Raumgliederung des Deutschen. In: ROELCKE (Hg.) (2001), 359–387,
- ROELCKE, THORSTEN (1995): Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Analyse und Tabellen. Berlin, New York: de Gruyter.
- ROELCKE, THORSTEN (1998): Die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. In: HSK 2.1 (1998), 798–815.
- ROELCKE, THORSTEN (Hg.) (2001): Periodisierung. Die zeitliche Gliederung der deutschen Sprachgeschichte. Frankfurt am Main u. a.: Lang (Dokumentation Germanistischer Forschung. 4).
- SCHERER, WILHELM ([1890] 2001): Epochen der deutschen Sprachgeschichte. In: ROELCKE (2001), 103–110. [Zuerst in: SCHERER, WILHELM: Zur Geschichte der deutschen Sprache. 2. Ausg. Neuer Abdruck. Berlin: Weidmann 1890.]
- SCHILDT, JOACHIM (1990): Zur Rolle von Texten/Textsorten bei der Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. In: BESCH (1990), 415–420.
- SCHILLER, FRIEDRICH (1991): Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel. Stuttgart: Reclam (Universal-Bibliothek. 33).

- SCHMIDT, HARTMUT (2002): Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: ÁGEL, VILMOS et al. (Hg.): *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag.* Tübingen: Niemeyer, 321–342.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (i. Dr.): Die modernen Regionalsprachen als Varietätenverbände. In: GILLES, PETER / EVELYN ZIEGLER / JOACHIM SCHARLOTH (Hg.): *Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation.* Frankfurt am Main u. a.: Lang (VarioLingua).
- SCHMIDT, WILHELM (2007): *Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium.* 10., verb. u. erw. Aufl. unter der Leitung von HELMUT LANGNER und NORBERT RICHARD WOLF. Stuttgart: Hirzel.
- SONDEREGGER, STEFAN (1979): *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. I: Einführung – Genealogie – Konstanten.* Berlin, New York: de Gruyter.
- STEGER, HUGO (1980): Normprobleme. In MOGGE, BIRGITTA (Bearb.): *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung: Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen* Stuttgart: Klett (Der öffentliche Sprachgebrauch. 1), 210–219.
- STEGER, HUGO (2001): Sprache im Wandel. In: ROELCKE (Hg.) (2001), 307–344. [Zuerst in: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 20 (1989), 3–31.]
- WATTS, RICHARD / PETER TRUDGILL (Hg.) (2002): *Alternative Histories of English.* London, New York: Routledge.
- WEBER, ALBRECHT (1979): *Deutsche Literatur in ihrer Zeit. Bd. 2: Von 1880 bis zur Gegenwart.* Freiburg im Breisgau u. a.: Herder.
- WEGERA, KLAUS-PETER (2000): „Gen, oder wie Herr Gottsched will, chen.“ Zur Geschichte eines Diminutivsuffixes. In: HABERMANN, MECHTHILD / PETER O. MÜLLER / BERND NAUMANN (Hg.): *Wortschatz und Orthographie in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Horst Haider Munske zum 65. Geburtstag.* Tübingen: Niemeyer, 43–58.
- WELLS, C[HRISTOPHER] J. (1990): *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945.* Aus dem Englischen von RAINHILD WELLS. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 93).
- WIESINGER, PETER (1990): Zur Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte aus regionaler Sicht. In: BESCH (1990), 403–414.
- WOLF, HERBERT ([1971] 2001): Zur Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. In: ROELCKE (2001), 125–154. [Zuerst in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 21 (1971), 78–105].
- WOLFF, GERHART (1999): *Deutsche Sprachgeschichte. Ein Studienbuch.* 4., durchges. und aktualisierte Aufl. Tübingen u. a.: Francke (UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher. 1581).

**Zusammenfassung:**

Im vorliegenden Beitrag wird dafür plädiert, die bisherige Einteilung der deutschen Sprachgeschichte in vier Perioden um eine fünfte Periode zu erweitern, indem das „Neuhochdeutsche“ (seit ca. 1650) in das „Mittelneuhochdeutsche“ (ca. 1650 bis ca. 1950) und das „Gegenwartsdeutsche“ (seit ca. 1950) aufgeteilt wird. Für die neue Periodengrenze in der Mitte des 20. Jahrhunderts werden neben formalen Kriterien insbesondere das Argument vorgebracht, dass zu dieser Zeit wichtige Entwicklungsschübe in der Sprachgebrauchsgeschichte, der Geschichte der Varietäten und der Sprachnormengeschichte konvergieren.

**Adresse des Autors:**

Prof. Dr. Stephan Elspaß  
Universität Augsburg  
Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft  
Universitätsstr. 10  
D-86159 Augsburg  
stephan.elspass@phil.uni-augsburg.de